

,Vom Winde verweht' spricht alle an

„Vom Winde verweht“, ein Farbfilm von fast vier Stunden Spieldauer, anderthalb Jahrzehnte alt — warum ist er nicht längst vom Winde verweht?



Es gibt der Gründe eine ganze Reihe. Da sind Leser, die Margaret Mitchells Roman gleichen Titels gelesen haben und ihn nun auch gern sehen möchten. Da sind andere, die der Titel „Vom Winde verweht“ eigentlich anzieht, und wieder andere, denen es die Rekordlänge des Films angetan hat (so etwa wie jeder andere Rekord). Da ist der Ruhm von acht Oscars (der höchsten amerikanischen Film-auszeichnung, der manche blendet, und da ist nicht zuletzt, die ausgeklügelte Art, wie der amerikanische Verleiher den Film auf den

deutschen Markt bringt. Er zeigt ihn mit Zurückhaltung, ohne jede Eile, in exklusiven Kinos (wie soeben in dem neuen Düsseldorfer „Studio“) und macht den Zugang zur Vorstellung eher schwer als leicht. Diese Methode des Kostbarmachens hat in den wenigen deutschen Städten, wo man den Film bisher zeigte, zu einem Run geführt, der Spielzeiten von Monaten und Monaten herbeiführte. So reist er von Stadt zu Stadt; die Zahl der eingesetzten Kopien ist gering...

Und doch kann das nicht allein der Grund zum Triumphzug des „Vom Winde verweht“ sein. Innere Gründe müssen vorliegen. Es liegt zunächst am Roman selbst. Da ist Bürgerkrieg in Amerika, Krüppel, Tote, Flammen. Das ist dem europäischen Menschen nahe. Es wird geschildert, wie eine geordnete Welt durch den Krieg zerbricht. Sittliche Wälle, Hemmungen aus Konvention, brechen zusammen. Der Mensch, der nackte Mensch bleibt übrig. Er hat Hunger, Furcht, Gier nach Glück. Auch das Rasseproblem (die Schwarzen und die Weißen) ist drin. Nicht in tendenziöser Art, sondern bereits gelöst. Sonst könnte nicht die schwarze Hausgehilfin Mammy, die in jedem Betracht enorme, so gleichberechtigt im Hause der reichen O’Haras sein. Aber da ist vor allem die ebenso zarte wie zähe, die widersprüchsvolle und tolle Scarlett, von Vivien Leigh so gespielt, daß man sich die Gestalt nicht mehr anders vorstellen kann. (Obwohl die damals berühmt gewordene Darstellerin sagt, sie würde heute manches anders spielen.) Da ist Clark Gable, ein Zyniker, der sich wandelt (mit ihm ist die Rolle des Rhett Butler gut besetzt). Bedeutend und sympathisch Olivia de Havilland als Melanie und Leslie Howard als ihr in Gefühlen und Neigungen so verspielter Gatte.

Victor Fleming führte Regie. Er tut es so, als ob er Seite auf Seite des Romans bedächtig aufschläge, um ihn in Film, in Bild zu verwandeln. Es ist das Panorama einer idyllischen Welt, die vom Virus patriotischer Reden durchseucht wird, um in Flammen aufzugehen. Das ist ein Gleichnis, das heute hierzulande

noch begreift. Menschen (die Leigh und Gable) ziehen den roten Faden ihres gestörten, aber nicht zerstörten Daseins durch das apokalyptische Geschehen, bis es auch sie endgültig auseinanderreißt, „Vom Winde verweht“.

Die Grundmelodie des Films ist „Der Mensch ist gut“. Deshalb verdammt er keinen der in Erscheinung Tretenden. Erzeichnet ihn als Irrende, und im äußersten Fall läßt er ihn von dieser schrecklichen Welt im . . . Irrsinn genesen. Die dem Anschein nach Untadeligen entlarvt Margaret Mitchell, sie gibt sich mit dem Schein nicht zufrieden, bei den „Tadeln-werten“ entdeckt sie das Herz.

Nerv des Films aber ist Vivien Leigh als Scarlett O’Hara. Ihr Eigensinn, im Guten wie

im Schlechten, läßt alles Geschehen nur um sie kreisen. Sie fängt alle Energien wie im Ballspiel auf und verwendet sie so ausschließlich für sich, daß alle gesponnenen Gewebe um sie herum immer wieder zerreißen. So verliert sie alles, auch den Zyniker, den sie zum Liebenden gemacht hatte. Es gibt Menschen, die sich schaden müssen.

Auch das ist gleichnishaft. Wir Menschen müssen uns schaden. Wieder einmal — nach dem schrecklichsten der Kriege — bauen wir auf, schaffen uns das Paradies der Wohnlichkeit, glauben an diese Dinge und schaffen doch gleichzeitig Vorrichtungen, um sie in Sekunden in die Luft zu jagen. Müssen wir uns schaden? Uns allen, so wie Scarlett O’Hara sich selbst schadete und denen, die sie liebte?

Wie man den Filmroman der Mitchell auch dreht und wendet, er hat jedem von uns etwas zu sagen, und das ist der eigentliche Grund für seinen dauernden Erfolg. Es bleibt anzumerken, daß das Technicolorverfahren damals bereits etwa so weit vorgeschritten war wie heute, daß die Leigh sicherlich nie besser sein wird als in dieser Rolle und daß auch in diesem Film die theatralische Kulisse nicht ganz vermieden wurde. Möge sie uns auf schaurliche Weise daran erinnern, was Shakespeare seinen Jaques sagen läßt: „Die ganze Welt ist Bühne und alle Menschen sind nur Spieler...“